

Anton Friedrich Koch: *Subjekt und Natur. Zur Rolle des „Ich denke“ bei Descartes und Kant.* Paderborn: mentis 2004. 293 Seiten. ISBN 978-3-89785-3892.

So ambitioniert, wie der Titel klingt, ist auch die Absicht des vorliegenden Buches. Er wolle, schreibt Anton Friedrich Koch gleich zu Beginn des Vorworts, die Erste Philosophie Descartes' und Kants darstellen, weil er glaube, dass „in vielem“ beide „tatsächlich recht haben“ (7). Die sechs Kapitel behandeln das cartesische Cogito (I), einige Kerngedanken Humes (II), Kants Lehre von Raum und Zeit (III), die transzendente Deduktion der Kategorien (IV), das Verhältnis von Natur und Freiheit (V) sowie schließlich Kants Kritik der rationalen Psychologie (VI). Das Buch ist aus Vorlesungsskripten hervorgegangen. Dieser Ursprung ist ihm in mehrfacher Hinsicht anzumerken. So besteht der Text aus 34 in etwa gleich langen Abschnitten. Die Darstellung beginnt in der Regel recht elementar und besitzt anfangs einführenden Charakter. Koch schildert etwa die wesentlichen Momente von Descartes' Meditationen, erläutert einige Grundgedanken der Humeschen Ideenlehre oder beschreibt die systematische Anlage der *Kritik der reinen Vernunft*. Der Stil ist gedrängt und nähert sich bisweilen einem Stenogramm. Der Gedankengang der einzelnen Abschnitte erreicht oft binnen kurzem ein solches Niveau, dass wohl nur fortgeschrittene Leser zu folgen in der Lage sein dürften. So steht, um ein Beispiel zu nennen, in Kochs Schilderung der metaphysischen Deduktion der Kategorien neben einer recht anschaulichen Skizze der Modi des traditionellen Syllogismus (128–131) eine äußerst dichte Reflexion auf die Heterogenität der drei Formen des allgemeinen, des besonderen und des einzelnen Urteils aus der Sicht der modernen Prädikatenlogik (131 f.). Solche Ausgriffe sind erforderlich, sollen die Leser nicht bloß über die Auffassung Kants informiert, sondern zugleich von deren Richtigkeit überzeugt werden. Dennoch stellt sich die Frage nach dem eigentlichen Adressaten des Buches. Während der Spezialist mit den knappen Hinweisen auf eine mögliche wahrheitsfunktionale Begründung der kantischen Urteilstafel (132 f.) gedient sein mag, wird sie auf die Erklärung der Modi des Schließens gut verzichten können. Der Neuling wird umgekehrt die Erläuterung der Verwandtschaft der Funktionen des Urteils mit der aristotelischen Syllogistik aufschlussreich finden, ohne die daran anknüpfende Problematisierung recht zu begreifen.

Kehren wir zurück zum Ziel der Untersuchung. Mit Kant geht es Koch um eine transzendente Theorie der Subjektivität, das heißt um die Begründung eines apriorischen Wissens von Objekten (104 f.). Im Folgenden kann ich keinen vollständigen Abriss der Untersuchung geben, sondern wähle einige mir interessant erscheinende Elemente aus. Was zunächst die transzendente Ästhetik betrifft, greift Koch die notorische Schwierigkeit auf, dass Kant in der Erörterung des Raumes offenbar den Beweis zu erbringen versucht, dass für die Gegenstände der materiellen Natur die Prinzipien der Euklidischen Geometrie gelten. Die Annahme ist bekanntlich durch die Theorie der Relativität empirisch widerlegt. Ohne auf die reiche Sekundärliteratur zu dem Thema einzugehen, will Koch gerade aus diesem Umstand nun Wasser auf die Mühlen Kants leiten. Wenn es zutrefte, dass die physikalische Theoriebildung nicht mit der für die Anschauung weiterhin gültigen Geometrie des Raumes übereinstimmt, dann hätte Kant „die Robustheit und Resistenz unseres anschaulichen Vorstellens wider besseres diskursives Wissen [...] als externes, außerphilosophisches Indiz zugunsten seiner These werten können, dass wir eine anschauliche

Vorstellung a priori vom Raum besitzen“ (106). Einmal zugestanden, dass Kant an einer empirischen Stütze seiner Theorie überhaupt gelegen sein konnte, ist ein solches Argument freilich nicht ohne eine Reihe zusätzlicher Annahmen zu haben. Koch zufolge stellen sowohl die Geometrie Euklids als auch die Mechanik Newtons „Idealisierungen“ dar. Genau das habe Einstein gezeigt und trage so „der dunklen, unanschaulichen Seite des Realen Rechnung“ (111). Die Differenz zwischen den im Euklidischen Raum angeschauten Gegenständen der Erfahrung und der „wirklichen Objektivität“ (sic!) will Koch mit dem Grenzbegriff des Dings an sich bezeichnet wissen (109). An dem Punkt scheint freilich das Gefüge des transzendentalen Idealismus in Schiefelage zu geraten. Sind die Erscheinungen nunmehr Idealisierungen und ist die Natur in Wahrheit gerade nicht erkennbar? Oder ist der modernen Physik gar das gelungen, was der Transzendentalphilosophie versagt blieb, nämlich das Wesen der Dinge an sich zu ergründen? Auf die Fragen wird zurückzukommen sein.

In dem Kapitel über die transendentale Deduktion erinnert Koch zunächst an den juristischen Sinn des kantischen Programms (137ff.). Er macht klar, inwiefern Kant zwar an der in der transzendentalen Ästhetik erwiesenen Irreduzibilität der Sinnlichkeit auf den Verstand festhält, aber nicht auf die Annahme realer Sinnesdaten festlegt sei, sondern mit so genannten „virtuellen Ursachverhalten“ auskomme (145ff.). Die Deduktion beginnt dann mit der Einsicht, dass jede synthetische Einheit von Vorstellungen ein Objektivieren darstellt. Auch ein Subjekt, das über nichts anderes verfügt als eine Menge sinnlicher Vorstellungen, so erläutert Koch, kann eben davon nur wissen, indem es den Inhalt seiner Vorstellungen objektiviert und als die Mannigfaltigkeit *seiner* Vorstellungen fasst (167f.). Insofern objektive Geltungsansprüche auch falsch sein können, bedarf es zu ihrer Darstellung der Form des prädikativen Urteils (171). Dieser erste Schritt des Beweises lässt freilich offen, ob bzw. warum unserem Verstand gerade solche Anschauungen gegeben sein müssen, die sich der Synthesis nach Kategorien fügen. „Der Verstand entdeckt sich, seine Strukturmerkmale, wieder in dem, was er nicht ist, was sich aber ohne sein Zutun nach ihm richten muss und richtet“ (184). Kant begründet die Übereinstimmung im zweiten Beweisschritt bekanntermaßen mit dem Argument, dass die Formen von Raum und Zeit selbst Anschauungen, das heißt ihrerseits die Einheit von Mannigfaltigem sind. Wie Koch mehrfach unterstreicht, mündet Kants Überlegung nicht in einen „Konstitutionsidealismus“. Wir beanspruchen die transzendentalen Bedingungen der Erfahrung, wir erzeugen sie nicht (192). Doch Koch bringt sogleich eine Einschränkung an. An der Nichteuklidizität des physikalischen Raumes zeige sich das „Auseinandertreten von Vorstellbarem und Wirklichem“ (195). So hat man abermals den Eindruck, dass uns am Ende die Physik und nicht die Transzendentalphilosophie darüber belehrt, wie die Dinge in Wahrheit beschaffen sind. Und wieder lässt Koch in der Schwebe, ob es sich um eine Ansicht handelt, die Kant selbst vertreten hat oder zumindest vertreten hätte, wären ihm die Erkenntnisse der heutigen Physik zugänglich gewesen. Wollte man die Lehre Kants mit den Ausführungen Kochs vermitteln, scheint man zwischen der in der Anschauung gegebenen Welt der Erfahrung einerseits und dem bloßen Grenzbegriff eines Dings an sich andererseits einen Bereich annehmen zu müssen, der zwar der naturwissenschaftlichen Theoriebildung zugänglich ist, aber keine raum-zeitlich bestimmten Gegenstände im Sinn der transzendentalen Deduktion enthalten kann.

Nach einer kurzen Skizze des Schematismus und des Systems der Grundsätze kommt Koch im fünften Kapitel ausführlicher auf die erste und zweite Analogie der Erfahrung zu sprechen. In beiden Fällen bewährt sich seine an unserer epistemischen Situation ausgerichtete Strategie der Interpretation. Was die Substanz angeht, ist sie schon deshalb erforderlich, weil uns in der Wahrnehmung nie etwas anderes als das gerade Gegenwärtige erscheint. Alles Vergangene und Zukünftige müssen wir uns daher als die Bestimmungen eines solchen beharrlichen Substrats vorstellen (223 f.). Was die Kausalität betrifft, unterscheidet Koch zwischen einer bloßen Ordnung und der Richtung der Zeit. Die erste entspricht der nomologischen Kausalitätsauffassung und ermöglicht den Schluss sowohl von einer gegebenen Ursache auf ihre Wirkung als auch von einer gegebenen Wirkung auf ihre Ursache. Diese Deutung trifft freilich noch nicht unsere Wahrnehmungssituation, da wir zwar das Eintreten einer erwarteten Wirkung, aber nicht das Vorliegen einer längst vergangenen Ursache gezielt beobachten können (234 f.). „Wenn also der reine Verstandesbegriff der Kausalität die gerichtete Ordnung der Zeit, ihren Pfeil, soll fundieren können [...], dann muss Kausalität wesentlich mehr einschließen als bloße Naturgesetzlichkeit“ (236). Da die zweite Analogie dafür kein befriedigendes Argument enthält, geht Koch nun erklärtermaßen (vgl. 237) über Kant hinaus. Aus der Antinomienlehre schöpft er den Gedanken, dass die Erscheinungen als solche gleichsam konstitutiv unterbestimmt sind. Trotz der durchgängigen Geltung der Naturgesetze kennen wir weder alle Anfangsbedingungen ihrer Anwendung noch verfügen wir über eine vollständige Beschreibung des gegenwärtigen Weltzustands. Genau hier liegt nach Kochs Ansicht der für die Freiheit erforderliche Spielraum. „Unsere Freiheit zehrt von unidentifizierten Wahrheitswertlücken in den Anfangsbedingungen des Weltprozesses, die sich gemäß Naturgesetzen vererben, bis wir jeweils auf sie stoßen und sie ipso facto in Bestimmtheit verwandeln“ (254). Indem wir handeln, tritt ein Zustand ein, von dem sich nunmehr mit Gewissheit sagen lässt, welches seine Ursachen waren und welche Wirkungen er zeitigen wird. „Die Zukunft ist dann als diejenige zeitliche Richtung definierbar, in welcher die Naturzeit (samt allem Realen in ihr) insgesamt an Bestimmtheit gewinnt, solange gehandelt wird“ (258). Im letzten Abschnitt des Kapitels präzisiert Koch noch einmal seine über Kant hinausgehende eigene Position. Auch die von Kant für unumstößlich gehaltenen Naturgesetze könnten aus heutiger Sicht nur noch als annäherungsweise gültig betrachtet werden. Der besagte Freiheitsspielraum liege somit keineswegs bloß in der quantentheoretischen Unbestimmtheit, sondern in der Unergründlichkeit der Naturgesetze überhaupt, denen sich die Physik allenfalls schrittweise annähere (260 ff.).

Koch beendet sein Buch mit einigen Ausführungen zu den Paralogismen der rationalen Psychologie sowie zu der von ihm selbst favorisierten Position eines anomalen Monismus. Auf sie soll hier nicht mehr eingegangen werden. Stattdessen sei versucht, Bilanz zu ziehen. Beginnen wir von hinten. Der Gedanke, dass die Zeit erst durch unser Handeln und den damit verbundenen Zuwachs an möglicher Naturerkenntnis eine Richtung bekommt, zählt gewiss zu den fruchtbarsten Einsichten Kochs. Ebenso überzeugend ist sein Plädoyer für die Preisgabe der strikten Trennung zwischen theoretischer und praktischer Philosophie (258 f.). Dennoch erheben sich Bedenken. Sie betreffen, wie deutlich geworden sein sollte, in der Hauptsache die Stellung der Erkenntnisse der modernen Physik in Kochs Deutung der Transzendentalphilosophie. Das führt nun zurück zu seiner Interpretation der transzenden-

talen Ästhetik. Ist derjenige, der in Kants Geist über den Buchstaben hinauskommen will, tatsächlich gut beraten, wenn er an der engen Verknüpfung zwischen dem Anschauungsraum und der Euklidischen Geometrie festhält? Sollte er nicht eher versuchen zu zeigen, dass die kantische Lehre vom Raum als reiner Anschauung von der Euklidizität des Raumes unabhängig und Kants Sicht der Natur deshalb mit der modernen Physik vereinbar ist? Wie dem auch sei, Koch hat einen interessanten Versuch vorgelegt, die kantische Transzendentalphilosophie auf der Höhe der philosophischen wie naturwissenschaftlichen Diskussion unserer Zeit zu verstehen.

Georg Sans SJ, Rom